Beilage zu Nr. 1 der „Thorner Presse“.

Freitag den 1. Januar 1886.

In der Neujahrsnacht.

Ein Jahr ist vergangen, — ein Blatt, das niederweht von den wachsenden, grünenden Baum der Menschheit, ein Tropfen, dern's Meer der Ewigkeit sinkt. Ein Jahr! Eine kleine, schnell verangene Spanne Zeit und doch ein großer, nie wiederkehrender Thl unseres Lebens, das „flüchtiger als Wind und Welle“ danfließt.

Die Zeit eilt weiter, hastig, unaufhaltsam, wir Menschen alle machen an einer Stelle des Weges halt, um Athem schöpfend einen Augenblick auszuruhen und Umschau zu halten.

Wie der alte Römergott, dem Anfang nnd Ende aller Dinge geheiligt war, zwei Köpfe trug, um vorwärts und zurück zu schauen, so hat auch für uns die Nacht, in der Anfang und Ende eines Jahres zusammenschmilzt, ein doppeltes Gesicht.

Wir stehen an der Schwelle des neuen Jahres und blicken rückwärts in die Vergangenheit. Vergangene Leiden und Schmerzen werden noch einmal neu, und vergangene Freuden erwachen wieder und lächeln uns zu. Aber die trüben Tage haben viel von ihrer Bitterkeit verloren und über den süßesten Glücksstunden liegt ein dämpfender Schleier. Was auch das Jahr uns gebracht hat, wir scheiden mit Wehmuth von ihm, wie von einem alten Freunde.

Und wir schauen vorwärts, vorwärts in die Zukunft — bangend und zagend, zweifelnd und hoffend.

Die Jungen sehen hinter einem rosigen Flor die glänzenden Luftgestalten ihrer Wünsche und Träume, die Alten blicken in ein graues Nebelmeer, aus dem gar oft die Gespenster finsterer Sorgen emportauchen.

Die Einen möchten ungeduldig, klopfenden Herzens den Vorhang heben, der die Zukunft verhüllt; die Anderen haben es gelernt, geduldig zu warten, bescheiden zu wünschen, demüthig zu hoffen. Ganz wunsch- und hoffnungslos sind nur Wenige — die wenigen Uebersättigten, denen nichts zu wünschen, die wenigen Unglücklichen, denen nichts zu hoffen bleibt, und ihnen ist die Neujahrsnacht, wie jede andere Nacht des Jahres, mit nichts besser ausgefüllt, als mit erquickendem Schlummer.

Die Andern aber, denen noch

> Etwas wünschen und verlangen,
> Etwas hoffen muß das Herz,
> Etwas zu verlieren bangen
> Und um etwas fühlen Schmerz,

sie erwarten wachend den Beginn des neuen Jahres — unter Tanz und Lustbarkeit oder in ernsten Gedanken: in fröhlicher Gesellschaft, im trauten Familienkreise oder einsam, allein mit dem eigenen Herzen.

„Sage mir, wie du die Neujahrsnacht zubringst, und ich will dir sagen, wer du bist, was du erfahren hast!“ so könnte man mit Fug und Recht sagen.

Wohl dem, der sich nicht ganz allein sieht am Anfang des neuen Jahres, der in treue Augen blicken und liebe Hände fassen kann! Wohl dem, der ohne Reue zurück und ohne Furcht vorwärts sieht, dem die Schmerzen der Vergangenheit zum Heile wurden, und dem in der Zukunft neben dunkeln Sorgen liebe Hoffnungen stehen! Wohl dem, der im Sturm des Lebens nicht den sichern Ankergrund, in Nebel und Finsterniß die leitenden Sterne nicht verliert, der, wenn Jahr um Jahr vergeht, doch den frohen Lebensmuth, die warme Liebe, den frommen Glauben der Jugend sich in das Alter hinüber rettet.

Zwölf Schläge vom Thurm! Das alte Jahr scheidet.

Noch ist tiefe Finsterniß rings umher, aber über der Wiege des neuen Jahres schimmern ewige Sterne und bald wird dort, wo jetzt dichte Nebel wogen, die Sonne aufgehen — die erste Sonne des Jahres 1886.

Möge sie hell scheinen in alle Häuser und in alle Herzen! Ihr erster strahlender Gruß sei eine freundliche Vorbedeutung und verkünde uns ein fröhliches, ein gesegnetes neues Jahr!

Marie Landmann.

Eine Neujahrs-Ueberraschung.

Humoreske.

Nachdruck verboten

Herr Paul Eschenberg befand sich auf der Rückkehr von einer Weihnachts-Geschäftsreise, die gar erfolgreich gewesen war und erfreute sich, wie es unter diesen Umständen und Angesichts des bevorstehenden Sylvesterpunsches nicht anders zu erwarten war, der liebenswürdigsten Stimmung.

Die Fahrt sollte nur noch wenig mehr als eine Stunde dauern und Eschenberg dachte mit leicht erklärlichem Verlangen — er hatte den Morgenkaffee nicht genossen — an das festliche Mittagessen, das, wie er wußte, seine Gattin daheim für ihn bereit hielt. Da aber dieses Denken seinen Appetit noch bedeutend verschärfte und der Zug jetzt gerade die vorletzte Station erreichte und der Schaffner: „Zehn Minuten Aufenthalt!“ schrie, erschien es Eschenburg als keine so üble Sache, einen kleinen Imbiß einzunehmen, etwa ein Täßchen Kaffee und etwas Butterbrod; das Mittagessen konnte er ja dadurch nicht verderben. Er stieg also aus und ging in die Bahnhofsrestauration.

Als er sich wenige Minuten später seinen Weg durch die drängende Menge über den Perron nach seinem Waggon znrückbahnte, erregte eine junge Frau mit einem Kinde auf dem Arme seine Aufmerksamkeit. Die Frau verfolgte dasselbe Ziel wie er, aber sie hatte augenscheinlich große Mühe, durch den rücksichtslosen Menschenknäuel durchzudringen und das Kind vor unsanften Berührungen zu bewahren. Wir erinnern daran, daß Paul in sehr liebenswürdiger Stimmung war. Und wenn wir nun noch hinzufügen, daß er sich ungemein für kleine Kinder interessirte — er hatte nämlich das Glück, selber ein Baby, ein wahres Musterbaby zu besitzen — so durfte es durchaus nicht wunderbar erscheinen, daß er sich von seinem Herzen getrieben fühlte, dem gefährdeten kleinen Wesen seinen Schutz angedeihen zu lassen.

„Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen helfe Madame“, sagte er und streckte die Arme nach dem Kinde aus.

Ohne Zögern, mit freundlich dankenden Worten überließ sie es ihm, ging voran und sprang eiligst die Stufen zum Wagen.

Paul folgte, so schnell er konnte, mußte aber beständig auf das Kind Acht geben und konnte es so nicht verhindern, daß mehrere Passagiere ihm beim Einsteigen zuvorkamen.

Drinnen erhob sich allerseits ein heißer Streit um die Plätze, denn es war eine Anzahl Reisender neu hinzugekommen, und Paul's Aufmerksamkeit war vollauf dadurch in Anspruch genommen, daß er sein Recht auf den Platz, den er schon seit Stunden inne gehabt, zu behaupten hatte.

Als Alles zu Jedermanns Zufriedenheit geordnet war, sah er sich nach der hübschen Frau um, aber sie war nirgends im Waggon zu sehen.

Da pfiff es und der Zug setzte sich in Bewegung. Paul wurde unruhig.

„Nun, vielleicht hat sie hier keinen Platz mehr finden können und ist in einen anderen Waggon gestiegen“, suchte er sich zu trösten, „und am Ende ängstigt sie sich schon, daß ich ihr nicht nachkomme.“

Und bei der letzten Station sprang er von seinem Sitze auf, stürzte aus einem Waggon in den andern und prüfte mit zunehmender Unruhe jedes Gesicht, das dabei in seinen Bereich kam, bis er das Rauchkoupé und den Packetwagen erreichte, dessen verschlossene Thür die Buchstaben trug: „Kein Durchgang.“

Dann ging es im Sturmschritt wieder zurück, aber auch diesmal erwies sich all sein Forschen als fruchtlos, die hübsche Frau war nirgends zu finden, und der arme Paul kehrte in hülfloser Bestürzung in sein Koupé zurück.

Denn schon setzte sich der Zug in Bewegung. Nun überlegte er, was zu thun sei. Bei Allen, die ihn kannten, stand er in dem Rufe, ein Schlaukopf zu sein, und war stolz auf diesen Ruf. Es würde ihm eine Kleinigkeit gewesen sein, in irgend welcher geschäftlichen Affaire den listigen Kunstgriffen seiner Konkurrenten siegreich zu begegnen; er war mit allen Kniffen auf allen Gebieten der kaufmännischen Spekulation wohl vertraut und hatte sich noch von Niemand hintergehen lassen.

Und nun war er doch, trotz all seiner Vorsicht und Weisheit, auf eine so lächerliche Art betrogen worden; es war ihm ein Streich gespielt worden, der geeignet war, ihn in den Geruch eines Einfaltspinsels zu bringen. Es war gar zu bitter für ihn, ganz unerträglich!

Das Kind, das bisher geschlafen hatte, wachte jetzt auf, und als es Paul's grimmiges Gesicht sah, bekam es einen Schreck und fing jämmerlich an zu weinen.

Dies fügte zu Paul's Seelenpein noch den Aerger hinzu, alsbald die Augen sämmtlicher Insassen des Waggons mit verdrießlichem Ausdruck auf sich ruhen zu sehen.

Er bemühte sich nun zwar, das kleine Wesen zu beruhigen, wiegte es eifrig auf den Knieen hin und her und versuchte sogar, ihm mit leiser Stimme etwas vorzusingen, was etwa so klang wie der Nanon-Walzer, wenn es auch eigentlich Reminiscenzen an das alte Wiegenlied: „Schlaf, Kindchen, mein Liebling bist Du!“ waren, das er oft genug von der Kinderfrau daheim gehört hatte. Aber seine Stimme brummte dem Kinde zu sehr und es wollte nicht aufhören zu schreien.

In halber Verzweiflung rief er den Konditorjungen herbei, kaufte eine Zuckerdüte, öffnete sie und schüttete den halben Inhalt in des Kindes Mund. Aber das Würmchen war noch zu jung, es hatte noch keinen Sinn für die beruhigende Kraft des Zuckerwerks, es sprudelte die Stücke heraus über Paul's Beinkleider, zog in tiefem Abscheu die winzige Nase kraus, verlor einen Augenblick in gesteigertem Affekt den Athem, wurde kirschroth und stimmte dann ein wahrhaft erbarmungswürdiges Wehgeschrei an.

„Heda, Eschenburg! Wie kommt Ihr eigentlich zu dem Schreihals da?“ rief einer der Reisenden, Max Schwaan, und kam heran, um seinem Freund theilnehmend auf die Schulter zu klopfen.

Ein schwacher Hoffnungsschimmer leuchtete in Eschenburg auf. Max war ein behäbiger Junggeselle und hatte keine Verwandte, also auch zur Zeit Niemanden, den er zum dereinstigen Erben seines schönen Vermögens hätte einsetzen können. Vielleicht ließ er sich bewegen, den kleinen Fremdling zu adoptiren. — Eschenburg setzte ihm also den Fall klar auseinander und gab sich alle erdenkliche Mühe, ihn im allergünstig[illegible] darzustellen, aber Max wollte absolut kein Einsehen haben.

„Nun, dann halte es wenigstens eine Minute“, bat Paul und hielt das Kind seinem Freunde hin. „Ich will mich nur umsehen, ob sich nicht bei irgend Jemand etwas auftreiben läßt, womit ich diesem Geschrei ein Ende machen kann!“

„Nachher, nachher! Auf Wiedersehen!“ sagte Schwaan, drehte sich um und verschwand schleunigst.

„Diese Menschen haben aber auch kein Erbarmen“, dachte Paul und blickte mürrisch auf seine schreiende Bürde nieder, „der kleine Moses vor 3000 Jahre hatte es schon besser!“

„Es ist ganz unbegreiflich“, grollte er nach einer Weile wieder in sich hinein, „warum es sich so ein Wurm hat in den Kopf setzen können, durchaus geboren zu werden! Wozu das nur lebt!“

Kleine Kinder können aber nicht immer schreien, selbst für

Deutscher Kolonialverein.

Schneller als erwartet werden konnte, ist das Verständniß für die Nothwendigkeit der Kolonisation unserm Volke in Fleisch und Blut übergegangen. Mit Recht und Stolz kann hierin der Deutsche Kolonialverein eine sichtbare Frucht seiner dreijährigen Wirksamkeit erblicken. Durch dieses Verständniß ist für unsere junge koloniale Bewegung der dauernde Rückhalt geschaffen, welcher der kolonialen Idee über die Wechselströmung des Tages hinaus die Zukunft sichert. Erst bei einer solchen Unterströmung, wie sie das in breite Schichten unsers Volkes gedrungene Verständniß ausdrückt, können sich kolonisatorische Unternehmungen größeren Umfanges entwickeln. Im wesentlichen ist daher die Aufgabe des Dentschen Kolonialvereins: „das Interesse für die kolonialpolitischen Aufgaben Deutschlands unter allen Schichten des Volkes zu verbreiten“, gelöst.

Bis zur Stunde freilich haben die praktischen Unternehmungen nur der Anlage deutscher Handels- und Plantagenkolonien gegolten.

Mit der kolonialen Bewegung unsrer Tage ist aber die Frage der Auswanderung auf das engste verknüpft und diese bei der Stärke der deutschen Auswanderung bedeutungsvolle Aufgabe, also für die überschießende Arbeitskraft unsrer Landsleute Arbeitsfelder vorzubereiten und zu sichern, harrt noch immer ihrer Lösung. Die Verluste, welche die jährliche Auswanderung unsrer Volkswirthschaft bringt, sind anerkannt große. Jene Gebiete, welche, wie beispielsweise die Vereinigten Staaten Nordamerikas, das Hauptziel der Auswanderung jetzt noch bilden, bieten die Bedingungen nicht, welche bei Lösung der Auswanderungsfrage als Grundprinzipien gefordert werden müssen; nämlich vom volkswirthschaftlichen Standpunkte: Aequivalente für die durch die Auswanderung hingegebenen menschlichen und kapitalistischen Kräfte; vom nationalen Standpunkte: Bedingungen, die dem Auswanderer die Erhaltung seines Volksthums gewährleisten.

Um so mehr wird es jetzt in allen Kreisen unsrer Nation die lebhafteste Zustimmung finden, wenn fortan der Verein mit besonderem Nachdruck eine Lösung der Auswandererfrage im angedeuteten Sinne herbeizuführen entschlossen ist und nun nach reiflicher Ueberlegung auch die Zeit für ein schnelles praktisches Vorgehen gekommen erachtet.

Müssen wir freilich auf das lebhafteste bedauern, daß die bis jetzt unter den Schutz des Reiches gestellten überseeischen Länderkomplexe keine für unsre Massenauswanderung geeigneten Gebiete aufweisen, so kann dieses Bedauern nicht von der Pflicht entwinden, einen bestmöglichen Ersatz hierfür in überseeischen Gebieten aufzusuchen, die in keinem politischen Verbande mit dem Reiche stehen. Denn darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben, herrenlose Gebiete, welche den Strom der deutschen Auswanderung aufnehmen, dem Auswanderer für persönliches Wohlergehen sichere Aussichten bieten und daneben noch die Erfüllung der oben näher bezeichneten vom wirthschaftlichen und nationalen Standpunkte unerläßlichen Forderungen gewährleisten, lassen sich jetzt auf unserm Erdballe nicht finden. Und so ist eine Lösung der Auswanderungsfrage — soll anders sie nicht in vielleicht unabsehbare Zeiten gerückt werden — auch heutzutage nur vom nationalen und volkswirthschaftlichen Standpunkte, nicht aber vom eigentlich politischen, d. h. mittels Besitzergreifung irgend eines Ländergebietes durch das Reich, anzustreben.

Nach den umfassendsten Vorarbeiten ist jetzt der Verein bemüht, die südamerikanischen Länder außerhalb der Tropen im ausgedehntesten Maße deutschen Kolonisten zugänglich zu machen und dorthin nach Kräften den Strom der deutschen Auswanderung abzulenken. Bedeutsame Schritte sind in dieser Richtung schon geschehen, und mehr denn je braucht jetzt der Verein die patriotische Mitarbeit aller nationalen Männer im Reiche, denn die Entsendung von Expertise-Kommissionen und anderweitige gewissenhafte Untersuchungen, mit welchen die Vorbereitung und Sicherung seiner Unternehmungen erstrebt wird, und schließlich deren finanzielle Basierung durch Freunde des Vereins, sind Aufgaben, deren eminent praktische Bedeutung sowohl als deren große Schwierigkeit bei der noch immer von den deutschen Kapitalisten überseeischen Unternehmungen gegenüber beobachteten Reserve keineswegs verkannt werden dürfen.

Mit Freuden daher begrüßen wir die hierorts von einigen Mitbürgern ausgehenden Bestrebungen, dem Vereine neue Mitglieder, Freunde und Förderer seiner Ziele zuzuführen und dieselben hier zu einem Zweigvereine des Deutschen Kolonialvereins zusammenzuschließen.

Die Herren Landgerichtsrath Voß, Alexander Rittweger und Dr. A. Prowe, lassen nämlich Listen zur Unterschrift herumgehen, in welchen die Hauptpunkte der Satzungen, die Mitgliederverzeichnisse und die Spitzen des Vereins namhaft gemacht sind. Die letzteren führen wir auch hier auf, um die verehrungswerthen Namen im weitesten Kreise bekannt zu geben. An der Spitze steht als Präsident der Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, Vizepräsidenten sind: Oberbürg. Dr. Miquel und Reichstagsabg. Dr. Hammacher. Den Ausschuß bilden u. A.: General z. D. Sasse, Kontre-Admiral z. D. Zirzow, Generalkonsul a. D. Weber (ein Verwandter unseres früheren Gymnasialdir. Lauber) und Oberamtm. Spielberg, dem das Vaterland hauptsächlich die Förderung der südamerikanischen, eminent zukunftsreichen Auswanderung verdankt. Vorstandsmitglieder sind u. A. Landesdirektor Rudolf v. Bennigsen, Oberpräsident a. D. Graf Arnim-Boitzenburg, Geh. Legationsrath Prof. Dr. Brughch-Pascha, Bankdirektor Colin-Stuttgart, Begründer der Plantagenkolonie von Koba und Kabitai am Dubenka, südlich von Senegambien, Staatsminister a. D. Freiherr v. Varnbüler u. s. w. Die Vereinsliste zeigt 14000 Mitglieder, meist aus Westdeutschland. Im Osten hat die schwachmüthige Handelspresse bisher noch in thörichter Weise „abzuwiegeln“ gesucht, lenkt aber neuerdings immer ungescheuter, sich selbst berichtigend, in das Kolonialfahrwasser ein. Man kann bei aller Freude über diesen Sieg der guten Sache doch nicht sich des Lächelns über die Windungen und seltsamen Winkelzüge, Rück- und Vorwärtssprünge enthalten, womit die Ostseezeitungen ihren Umschwung begleiten.

Danzig z. B. zählt nur z w e i (!) Mitglieder. So komisch äußert sich die Eifersucht des Seeplatzes und seiner freisinnigen Presse auf die Hansastädte, den Stolz der Nation! Thorn hat sogar mehr Mitglieder als Danzig, Elbing aber nur so viele wie Culmsee und Eydtkuhnen; Graudenz dagegen 15 und sämmtliche junge Kaufleute in corpore; hoffen wir, daß Westpreußen trotz seiner reaktionären Hauptstadt dem großen Zuge der Zeit nachfolgt und sich am nationalen Kolonisationswerke in solchem Grade betheiligt, daß hierorts ein Zweigverein gestiftet werden kann. Solche finden sich schon in 65 Städten, zum Theil kleineren als Thorn. Saarbrücken beispielsweise hat 140, Stendal 120, Apolda 130, ebensoviel Worms, Constanz, Eisenach, Zweibrücken, das kleine Zabern 80, Pforzheim 220, Karlsruhe 650, Düsseldorf 1100 ꝛc.

Thorn könnte sich nicht würdiger von seiner Danziger Bekränkelung befreien, als wenn es baldmöglichst einen südwestpreußischen Zweigverein im Bunde mit Graudenz begründete. Wie beschämt werden einst alle Gegner der Kolonialbewegung auf ihr unglaublich befangenes Wiederstreben zurücksehen! — Unsere Leser wissen, wie eifrig wir selbst seit Jahr und Tag für die Sache deutscher Machtentfaltung an überseeischen Küsten eintraten, sie zweifeln daher nicht, daß wir ungeminderten Nachdruck dieser großen Nationalfrage widmen werden. — r.

ihre Beharrlichkeit giebt es eine Grenze, und Paul's Kind — wenigstens durch Besitztitel war es das seine — wurde endlich still und fiel sanft in einen ruhigen Schlaf. Eschenburg ergab sich nun allmählich in männlicher Fassung in sein Mißgeschick, und als er auf die kleine Kreatur niederschaute, die jetzt im Schlummer so süß lächelte, begann sein Herz weich zu werden. Es hatte eine überraschende Aehnlichkeit mit der Gattin zu Hause.

Wenn Emmy sich nur überreden ließe, das arme Ding als Brüderchen oder Schwesterchen — je nachdem — ihres eigenen Baby's anzunehmen! Auf diesem Wege entging er offenbar am Besten der drohenden Gefahr, sich lächerlich zu machen.

Der Zug hielt, Paul war am Ziel; er verließ den Bahnhof und eilte, von seinem Projekt erfüllt, nach seiner Wohnung.

Emmy kam fröhlich herbeigeeilt, um ihre Arme um seinen Nacken zu schlingen; aber sie ließ die schon erhobenen Arme wieder sinken und rief erstaunt:

„Was in des Himmels Namen hast Du da?"

Paul stotterte eine unzusammenhängende Erklärung und machte sie ausführlicher mit den Absichten, die er mit dem Kinde hatte, bekannt.

Emmy besaß keine größere Neigung zur Eifersucht, als sie im Allgemeinen bei Frauen vorzukommen pflegt; aber als ihr Gatte ihr so ganz anders wie sonst, so verlegen und fast wie schuldbewußt, entgegentrat und ihr nun gar mit so hastigem Eifer einen so seltsamen Vorschlag machte, da gestalteten sich alsbald in ihrer Phantasie die furchtbarsten Bilder, und sie entbrannte in heißem, grimmigen Zorn.

„Wie? Du wagst es, mich in so herausfordernder Weise zu beleidigen?" schrie sie mit einer Stimme, vor der Paul's Herz erzitterte.

„Wenn — wenn Du das Kind nur einmal ansehen wolltest, Emmy", sagte Paul mit einem schwachen Versuch einzulenken, „Du würdest ganz gewiß auch Interesse an ihm nehmen. Es sieht gerade so aus, wie unser Liebling, sieh nur!"

Das hieß aber nur Oel in's Feuer gießen, das bestätigte nur Emmy's schlimmsten Argwohn.

„Fort mit dem Kinde! Hinweg!" schrie sie und fiel halb ohnmächtig auf das Sopha. „Sein Anblick würde mich tödten!"

„Aber wohin soll ich es bringen?" klagte Paul hilflos.

„In's Waisenhaus — in's Armenhaus — was weiß ich — nur weg von hier!" erwiderte seine Frau.

„Liebe Emmy, wenn Du nur einen Augenblick die Sache ruhig betrachten wolltest —"

Aber Emmy stampfte heftig mit den Absätzen auf den Fußboden und wollte nichts mehr hören und sehen.

So blieb Paul nichts Anderes übrig, als mit seiner unglücklichen Bürde beladen sich zurückzuziehen.

Kaum war er fort, so stürzte die Amme mit erschrecktem Gesicht in das Zimmer.

„Ach, du mein Himmel!" jammerte sie. „Was soll ich machen? Ich habe unser Baby verloren!"

Zur Erklärung müssen wir hier mittheilen, daß am Sylvester der Geburtstag von Frau Eschenburg's Tante war, daß Emmy, weil sie jener nicht persönlich ihre Aufwartung machen konnte, zum Zeichen der Ergebenheit ihren Sprößling in Begleitung einer neuen Amme, die sie soeben gemiethet, zu ihr auf das Land geschickt [illegible] daß sie dabei der Amme eingeschärft hatte, noch [illegible] Kind zurückzubringen.

Emmy vergaß ihre Nervenzufälle schneller, als sie sie bekommen hatte.

„Das Baby verloren!" rief sie und sprang entsetzt auf.

„Ach, du mein Himmel," fuhr die Amme fort, „denken Sie nur, ich wollte gerade in den Zug einsteigen, um nach Hause zu kommen, als ein Herr sich in freundlicher Weise erbot, das Baby für mich zu tragen. Ich gab es ihm und stieg dann zuerst ein, und er hinterher. Ich hatte mir schon einen Platz ausgesucht, da erinnerte ich mich, daß ich des Baby Haube im Wartezimmer hatte liegen lassen. Ich konnte aber wegen der einsteigenden Passagiere nicht umkehren, und so ging ich weiter nach dem anderen Ende des Waggons, stieg da aus und eilte in das Wartezimmer. Als ich aber mit der Haube zurückkehre, setzt sich der Zug gerade in Bewegung und führt den Herrn mit dem Kinde hinweg, und ich habe den nächsten Zug hierher benutzen müssen. Ach! Was soll ich nun machen?"

Emmy kombinirte sich blitzschnell den wahren Zusammenhang.

„Schnell — rufe eine Droschke herbei!" sagte sie zur Amme. In einem Augenblicke stand eine Droschke vor der Thür, und Emmy fuhr, so schnell die Pferde laufen konnten, nach dem Waisenhaus.

Paul, der bereits warme Theilnahme für das verlorene Kind hegte, war gerade dabei, ihm, ehe er es in die Wiege legte, einen Abschiedskuß zu geben, als er sich am Arme festgehalten fühlte.

„Gieb her!" rief Emmy und entriß das Kind ziemlich unsanft seinen Händen.

„O, nicht doch, nicht doch, Emmy! Thu dem kleinen Wesen nichts!" bat Paul, der in diesem Augenblick von der eifersüchtigen Regung seiner Frau das Schrecklichste befürchtete.

„Du Dummkopf!" erwiderte Emmy und erstickte das Kind fast mit ihren Küssen. „Hast wohl gar Angst, daß ich es todt machen werde! Siehst Du denn nicht, daß es unser eigenes Kind ist?" —

* * *

So manches neue Jahr ist seitdem gekommen. Paul's Freunde haben längst aufgehört, sich die Geschichte von seinem Baby zu erzählen, aber Paul hat noch bis auf den heutigen Tag ein gewisses Gefühl der Verlegenheit, das er sonst nie gekannt, nicht überwinden können. Und seine Gattin versäumt es an keinem Sylvesterabend, ihm die kleine Neujahrsüberraschung in die Erinnerung zurückzurufen.

Kleine Mittheilungen.

(Was bezahlen die Fürsten für Eisenbahn-Beförderung?) Darüber giebt die „Deutsche Beamten-Zeitung" folgende Auskunft: Der Kaiser sowohl, wie die königlichen Prinzen von Preußen zahlen auf Privat- und auch auf Staatsbahnen den vollen tarifmäßigen Preis, sei es für einzelne Billets, sei es für Extrazüge. Eine Ausnahme besteht für Kaiser und Kaiserin für die Strecke Kassel-Frankfurt, für welche der frühere Landesherr bei der Konzessionsertheilung sich freie Fahrt ausbedungen hatte, die auch dem Kaiser und König von Preußen als Rechtsnachfolger jetzt zusteht. Der Reichskanzler hat als solcher keine Fahrpreis-Vergünstigung. Dagegen wurde dem Fürsten Bismarck nach 1870 vom Verein deutscher Eisenbahn-Verwaltungen bekanntlich ein Salonwagen geschenkt mit dem Recht freier Beförderung desselben auf allen dem Verein angehörigen Bahnen, und das Recht ist auch durch Verfügung des früheren Handelministers auf die Staatsbahnen ausgedehnt.

(Königsberg zahlt noch Kriegsschulden an Frankreich.) — Es giebt noch immer Leute im Deutschen Reiche, die garnicht glauben wollen, daß die Stadt Königsberg in Preußen noch eine Kriegsschuld aus dem unglücklichen Jahre 1807 zu tragen hat. So hat sich vor einiger Zeit in Mannheim unter den Stammgästen im „Prinzen Friedrich" ein Streit darüber erhoben, ob die Behauptung wahr sei oder nicht. Die Einen meinten, eine solche Rechnung werde wohl schon Fürst Blücher bei seiner Anwesenheit in Paris bezahlt haben. Die Anderen erklärten die Sache so, wie sie liegt, wußten es aber doch nicht genau. Es kam daher zu einer Wette, man setzte sich hin und schrieb an den Oberbürgermeister um Auskunft. Diese ist denn pünktlich eingegangen und es stellte sich heraus, daß wirklich die Stadt noch an der alten Kriegsschuld bezahlt. Die Schuld betrug ursprünglich 5 244 105 Mark, nach dem Abschluß pro 1884/85 belief sie sich noch auf 2 413 500 Mark. Daß aber Bismarck 1871 in Versailles es vergessen, diesen alten Schuldschein zu zerreißen — das ist ewig schade. —

(Das unentbehrliche Hausgeräth.) Im letzten Sommer setzte sich die Kronprinzessin mitsammt ihren Töchtern, die noch unverheirathet zu Hause sind, auf die Eisenbahn und fuhr nach der Schweiz. In Lugano wurde Halt gemacht. „Hier wollen wir eine Weile bleiben", hieß es. Nun wurde das Gepäck herausgeholt, es ging in's Gasthaus und zwar ins „Hotel Belleville". Dem Wirth war schon vorher geschrieben worden, daß man komme, und er hatte denn auch Alles auf's Sauberste und Schönste hergerichtet. Das Käpplein in der Hand empfing er die hohen Gäste und so geleitete er sie in die Stube hinein. Die Kronprinzessin spazierte durch die Stuben durch und schaute Alles sorgfältig nach, denn sie wollten einige Wochen bleiben und da mußte Alles in der gehörigen Ordnung sein. Die Einrichtung schien zu gefallen, da mit einem Male kam eine gewisse Unruhe über die hohe Frau, sie schaute in den Zimmern umher, ging aus dem einen ins andere, durchmusterte Alles, runzelte die Stirne und schien sehr ungnädig. Da ward auch der Herr Wirth sehr unruhig, ängstlich folgte er den Bewegungen seines Gastes; endlich wagte er zu fragen:

„Vermissen Königliche Hoheit vielleicht etwas?"

Die Hoheit antwortete erst garnicht; dann aber sagte sie:

„Ja, gewiß; es fehlt etwas und zwar das nothwendigste Haushaltungsstück, das unentbehrlichste Stück für ein Zimmer, wo drei junge Damen wohnen sollen."

Der Wirth glaubte zuerst, die Prinzessin habe den schönen Pfeilerspiegel übersehen und wies stumm und unterthänigst darauf hin. Aber die Kronprinzessin erwiederte:

„Nein, nein, das ist es nicht; Spiegel führen wir zur Noth in unsern Reisekoffern bei uns, allein, allein —" und dabei suchte sie überall weiter.

Der Wirth ward nun recht verlegen; er schaute mit in allen Ecken umher, am Kleiderschrank, am Waschtisch u. s. w. — alles, alles war vorhanden. Er konnte sich die Sache nicht erklären. Da brach die Prinzessin heraus:

„Eine Nähmaschine fehlt, Herr Wirth, die müssen Sie uns hinstellen, die ist das nothwendigste Haushaltungsstück, ich möchte nicht, daß meine Töchter aus der Uebung kommen."

(Die Frau herrscht doch!) „Die graue Stute ist doch das beste Pferd." Dieses englische Sprichwort soll folgenden schalkhaften Ursprung haben: Zu der Zeit, als England noch das lustige (merry) war, heirathete ein Ritter eine junge Dame von bedeutendem Vermögen. Das wäre allerdings nichts besonders Neues gewesen. Nach einiger Zeit überzeugte er sich jedoch, daß die schöne Lady ihr eigenes Köpfchen hatte und stets Recht behalten wollte. Das wäre auch wieder nichts besonders Neues gewesen. Er begab sich also zu seinem Schwiegervater und klagte ihm seine Noth, indem er sich bereit erklärte, ihm die schöne „Widerbellerin", die er nicht zähmen könnte, wieder zurückzugeben. Der Schwiegervater war ein vernünftiger und lustiger Mann. Er sagte zum Schwiegersohn: „Was bist Du für ein Thor, Dich über Etwas zu beschweren, das alle Ehemänner ertragen müssen!" Der Schwiegersohn wollte Einwendungen erheben und schüttelte ungläubig mit dem Kopfe. Der Alte aber sprach: „Hier hast Du fünf Pferde und einen Korb mit sechs Schock Eiern. Die Pferde spanne vor einen Wagen, setze den Korb mit Eiern darauf und fahre wohin Du willst. Kommst Du in ein Haus, wo der Mann Herr ist, da läßt Du ein Pferd, wo aber die Frau regiert, da läßt Du ein Ei. Findest Du, daß Du die Eier eher losgeworden als die Pferde, so kehre um und beruhige Dich bei dem gemeinsamen Uebel. Würdest Du aber die Pferde eher los, so nehme ich meine Tochter wieder zurück." Der alte Ritter gab sein Ehrenwort darauf und der junge gab es auch, daß er ehrlich sein wollte, und begab sich auf die Wanderung. In dem ersten Hause, an dessen Thür er pochte, hörte er die Frau mit polternder Stimme rufen: „Mann, hörst Du nicht pochen? Thu' Deine Schuldigkeit und sieh, wer da ist!" Hier gab der junge Ritter sein erstes Ei ab. In den nächsten Häusern begegnete ihm wohl Anderes, aber stets Aehnliches, so daß er in wenigen Tagen die Eier fast gänzlich vergeben hatte. Da stand er trübselig und kratzte sich hinter den Ohren. Wie er aufblickte, sah er ein schönes Schloß auf einem Felsen liegen. „Du willst dort einmal versuchen," dachte er, „vielleicht wirst Du ein Pferd los." Er klopfte an die Pforte und fragte nach dem Schloßherrn. „Der ist nicht zu Hause," antwortete der Diener, „wenn Ihr aber die gnädige Frau sprechen wollt, so werdet Ihr diese im Wohnzimmer finden." Sie empfing ihn mit vieler Artigkeit und wollte sogleich ihren gestrengen Eheherrn holen lassen; wäre es aber möglich, so möchte sie ihn ungern stören. „Mein Geschäft, Mylady", erwiderte der junge Ritter der Schloßfrau, „ist, eine Frage zu thun, die Sie mir eben so gut beantworten können wie Ihr Gemahl, wenn Sie sonst aufrichtig sein wollen. Sie werden diese Frage freilich sehr unhöflich und unpassend finden, allein es hängt davon der Gewinn einer bedeutenden Wette ab. Es kommt nämlich auf nichts Geringeres an, als zu wissen, ob Ihr Gemahl Sie beherrscht, oder ob Sie Ihren Gemahl beherrschen." „In der That, mein Herr," versetzte die Dame, „die Frage ist etwas sonderbar. Da es aber eine Wette gilt, für die ich mich interessire, auch ohne sie zu kennen, so versichere ich Ihnen der Wahrheit gemäß, daß ich stets stolz darauf gewesen bin, meinem Gemahl zu gehorchen. Erscheint Ihnen diese Behauptung verdächtig, so fragen Sie ihn selbst; ich höre seine Tritte." Der gestrenge Eheherr trat mit der größten Festigkeit in Tritt und Geberde in's Wohnzimmer, und als er den Gegenstand des Gesprächs erfahren hatte, bestätigte er sofort die Versicherung seines gehorsamen Weibes. Der junge Ritter, hocherfreut, ein Pferd los zu werden, bat den glücklichen Ehemann, sich unter den angespannten das beste auszusuchen. Dieser nahm sein geliebtes Weib bei der Hand und führte sie mit hinaus in den Hof, wo die Pferde standen. Ein schönes schwarzes Roß machte den stärksten Eindruck auf den seltenen glücklichen Ehemann. Sofort wählte er dieses. Der gehorsamen Ehefrau aber gefiel eine graue Stute besser, weil sie im Geheimen den Wunsch hatte, dieselbe als Reitpferd für sich zu benutzen. Der Ehemann gab die triftigsten Gründe an, warum er den Schwarzen für das beste Pferd halte und denselben wählen wolle, allein Mylady wollte ihre Ansprüche auf die graue Stute durchaus nicht fahren lassen. „Was?" sagte sie, „Ihr Männer wollt Euch auf die Pferde besser verstehen als wir Frauen? Ich sage, die graue Stute ist das beste Pferd; die nimmst Du." „Nun gut," versetzte der demüthig gewordene Eheherr, „wenn es denn so sein muß." „Ja," erwiderte der junge Ritter, zu Mylady sich wendend, „wenn es denn so sein muß, so müssen Sie mit einem Ei zufrieden sein." Und hiermit drückte er ihr mit allem Anstand ein Ei in die Hand. Ob er auch nur eins von seinen Pferden angebracht, davon schweigt die Geschichte; die Eier ist er aber alle los geworden, und seine schöne junge Xantippe hat er ohne Murren behalten müssen.

(Eine schauervolle Tollwuth-Katastrophe), die sich im Kreise Hrubieszow (Polen) kürzlich ereignet hat, wäre nahezu für die neuerliche Erprobung des Pasteurschen Impfverfahrens Veranlassung geworden. In dem Dorfe Kulakowitz wurde ein Schwein von einem tollen Hunde gebissen. Der Besitzer, dem es leid that, das verwundete Thier zu tödten, führte es in den nahen Wald und band es an einen Baum, um das Weitere abzuwarten. Dort wurde das Schwein von einem Wolfe angefallen und zerrissen. Wahrscheinlich jedoch hatte sich das Thier zur Wehre gesetzt und dem Wolfe mehrere Wunden beigebracht, welcher nun seinerseits tollwüthig wurde und etwa zehn Menschen, außerdem noch eine große Anzahl von Hausthieren verwundet. Da es im Hospital zu Hrubieszow an Isolirzellen mangelte, so weigerte sich der dortige dirigirende Arzt anfänglich überhaupt eine so große Anzahl von Tollwuth-Kandidaten aufzunehmen und gewährte erst auf ausdrückliche Anweisung der Behörde sieben der Gebissenen die Aufnahme, benachrichtigte aber gleichzeitig Pasteur in Paris telegraphisch von dem Thatbestande, den französischen Gelehrten um Rath angehend. Die umgehende Antwort enthielt die Weisung, die Kranken sofort nach Paris abreisen zu lassen. Die Reise- sowie die Unterhaltungskosten in Paris erklärte Pasteur für die Leute, die sämmtlich mittellos waren, aus eigener Tasche bestreiten zu wollen. Der Hospitalarzt wollte die Kranken persönlich nach Paris begleiten. Bevor jedoch die Paß-Formalitäten erledigt waren, kam bei einem der Kranken, einem achtjährigen Knaben, die Tollwuth mit tödtlichem Ausgange zum Ausbruch. Die Reise unterblieb also.

Humoristisches.

(Im „Humoristischen Deutschland") finden sich nachstehende hübsche Anekdoten aus der Gerichtspraxis. Hier einige Ausschnitte daraus: Theures Andenken. Ein Strolch wird, mit einem furchtbaren Knüppel bewaffnet, dabei erwischt, wie er eben in einer fremden Wohnung alle Betten zusammengeschnürt hat und sich mit diesen davon machen will. Es wird festgestellt, daß er eine Reihe anderer Diebstähle und Diebstahlsversuche gleichfalls in Begleitung des Ziegenhainers ausgeführt hat. In der Hauptverhandlung befiehlt der Gerichtspräsident: „Angeklagter sehen Sie sich einmal diesen Knüppel an. — Angeklagter: „Mit Vergnügen, Herr Präsident." (Der Gerichtsdiener hält ihm den knotenreichen, keulenartigen Stab vor Augen. Ein entsetztes Murmeln durchläuft den Saal.) — Gerichtspräsident: „Ist dieser wuchtige Knorren nicht auch in Ihren Augen eine Waffe?" — Angeklagter: „O nein, Herr Präsident." — Gerichtspräsident: „Nun, was denn?" — Angeklagter: „Ein theures Andenken meiner verstorbenen Braut." — Nicht mit Kleinigkeiten abgegeben. Gerichtspräsident: „Die Staatsanwaltschaft rügt weiter, daß Sie, Angeklagter, als Direktor der Ihnen unterstellten Bank an einem Tag 300 000 Mark, eine so große Summe aus den Beständen der Bank für sich entnahmen und sich aneigneten. Was sagen Sie dazu?" — Angeklagter: „Der Herr Staatsanwalt hat wohl noch nicht viel Geld in Händen gehabt, wenn er 300000 Mark eine große Summe nennt." — Ein Korb. Schwurgerichtspräsident: „Angeklagter, Sie nennen mich nun seit zwei Stunden immer „Mein lieber Herr Präsident." Ich glaube, Ihnen die Bemerkung schuldig zu sein, daß Sie auf Gegenliebe nicht zu rechnen haben."

(In Brasilien), dem gelobten Lande der Trägheit, bettelt man zu Esel, zu Pferde, zuweilen sogar in einer Sänfte. In Bezug auf diesen Gegenstand erzählt der französische Reisende Max Radiguet Folgendes: „Eines Tages wurde ich in Rio de Janeiro von einem Manne angeredet, der auf seinem Hamak lag, den zwei Neger — seine Sklaven — an einem Bambusstabe, woran der Hamak befestigt war, trugen. Dieser Mann hat mich um ein Almosen. — „Verkaufe Deine Neger!" antwortete ich dem Bettler, welcher mein Mitleid mit einer klagenden Stimme anflehte. — „Sennor", entgegnete er mir mit Stolz, „ich bat Sie um Geld und nicht um Ihre Rathschläge."

(Eine Szene aus der Hölle.) Ein Zeitungsmensch starb, und mit Zittern und Zagen schlich seine Seele nach dem Orte, wo da ist Heulen und Zähneklappern. Doch als er schüchtern an das äußere Thor klopfte, siehe, da stand Se. höllische Majestät, angethan mit feuerrothem Kleide, und sprach: „Lange Jahre hast Du mit Ergebung die Schmähungen Deiner Abonnenten getragen, wenn mein jüngster Sproß, das Druckerteufelchen, zu viel Druckfehler in die Spalten geschmuggelt. Deine Zeitung hast Du zu dem geringsten Preise verkauft und bist verfolgt worden von denen, die sie noch billiger haben wollten, da es doch Viele gab, die sie Dir nie bezahlten. Deine Abonnenten haben die Zeitung abbestellt, ohne ihre Rückstände zu bezahlen, und haben Dich noch obendrein geschmäht, daß Du ihnen keine bessere Zeitung gegeben. Sie haben gescholten, wenn keine Neuigkeiten da waren, und haben dasselbe gethan, wenn Du Deine Einbildung zu Hilfe riefst. Wahrlich, Du hast die Hölle schon auf Erden gehabt. Hebe Dich von hinnen! Hier ist kein Platz für Dich und Deinesgleichen. Deine Heimath ist im Himmel, denn Du bist Dein Leben lang auf dem schmalen dornigen Pfade gewandelt." Und als er ihm das Thor vor der Nase zuschnappte, brummte der Teufel verstohlen in den Bart: „Der könnte mir gerade noch fehlen! Alle seine rückständigen Abonnenten sind hier, und ließe ich ihn ein, so würde er sie allezeit mahnen, und es gäbe keine Ruhe mehr in der Hölle."

(Im Guten.) Bauer: „Wenn's net glei' aus'n Weingarten geht's, so hau i Eng 'n Schädel ei!" — Fremder: „Guter Mann, ich wußte ja nicht, daß es verboten ist, hier zu gehen!" — Bauer: „Drum sag' ich's Eng jo im Guten!"

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Dombrowski in Thorn.

Druck und Verlag von C. Dombrowski in Thorn.